Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 56 (1976-1977)
Heft: 11

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

FRAUENSORGEN SIND MENSCHHEITSSORGEN

Zu zwei Neuerscheinungen der westschweizerischen Literatur in der CH-Reihe

Zu den erfreulichen, wichtigen und auch nützlichen Neuerscheinungen der letzten Jahre gehören die Publikationen der *CH-Reihe:* Übersetzungen von Werken deutschschweizerischer Autoren ins Französische, von westschweizerischen, tessinischen, rätoromanischen in die deutsche Sprache. Über das ganze Konzept dieser Reihe, die im Herbst 1975 einsetzte, also noch in den Anfängen steht, vor allem über die Stichhaltigkeit der getroffenen Auswahl, wird wohl erst in einigen Jahren zusammenfassend zu urteilen sein; es wird dann auch die Frage nach der Rezeption dieser Werke im je anderssprachigen Landesteil aufgeworfen werden müssen. Was nehmen wir voneinander wahr? Nehmen wir überhaupt die Existenz einer Literatur in den anderssprachigen Landesteilen zur Kenntnis, in einem Kreis, der über den der Berufskritiker hinausgeht? Lernen wir durch die neue Reihe, einander differenzierter zu sehen, zum mindesten differenzierter nacheinander zu fragen? Gibt es neben der pflichtschuldigen literarischen Neugier so etwas wie Betroffenheit durch einzelne Werke; gibt es eine neue Leserschaft für die Produktion schweizerischer Autoren verschiedener Sprachgebiete?

Nicht von solchen allgemeinen Fragen soll im folgenden die Rede sein; vielmehr werden zwei einzelne, sehr besondere Werke aus der französischsprachigen Literatur betrachtet – und zwar unter einem speziellen, ihnen freilich durchaus angemessenen Aspekt – man könnte ihn, mit Vorsicht, einen «feministischen» nennen, wie ihn übrigens die Auswahl, die bei den ersten Publikationen der CH-Reihe unter den französischsprachigen Autoren getroffen wurde, geradezu herausfordert. Nicht weniger als drei Werke weiblicher Autoren finden sich darunter. Im Herbst 1975 erschien «*Schwarze Erdbeeren*» von *Corinna Bille*[1], ebenfalls «*Dinge, bedeckt mit Schatten*» von *Anne Cuneo*[2], in diesem Herbst dann «*Bemesst die Zeit*» von *Alice Rivaz*[3]; dazu kommt aus dem italienischen Sprachbereich «*Umzug durch die Katzentür*» von *Anna Felder*[4]. Man mag in dieser immerhin starken zahlenmässigen Vertretung von Werken weiblicher Autoren eine Nachwirkung des «Jahres der Frau» sehen und die (rhetorische) Frage stellen, warum auf deutschschweizerischer Seite bisher keine entsprechende Wirkung festzustellen sei. Nun wäre es allerdings wenig sinnvoll, diese Werke zusammenfassend zu betrachten, einfach weil sie von Frauen geschrieben sind, und nach einem (nicht vorhandenen) gemeinsamen Nenner zu suchen. Mehr verspricht eine gemeinsame, auf das Thema ausgerichtete Betrachtung jener Bücher, in denen die besondere Situation der Frau, die ihr eigenen, sie treffenden Erfahrungen im Zentrum stehen und, als eine Möglichkeit der Welterfahrung, literarisch verarbeitet

werden. Das gilt für *Alice Rivaz'* «*Bemesst die Zeit*» (vielmehr die in diesem Band enthaltene romanartige Erzählung «*Der Bienenfriede*» aus dem Jahr 1947) und den autobiographisch bestimmten, zugleich poetischen und reflektierenden Bericht «*Dinge, bedeckt mit Schatten*» von *Anne Cuneo*.

*

Der erste Satz in Alice Rivaz' Erzählung schon wirkt als eine Art Signal: «*Ich glaube, ich liebe meinen Mann nicht mehr.*» Zwar könnte der Satz, für sich genommen, gewiss auch einen gerade bei weiblichen Autoren üblichen Ehe- und Liebesroman einleiten; aber schon die nächsten Sätze lassen erkennen, dass er eine ganz andere Funktion hat, ähnlich vielleicht dem explosiven Beginn von Frischs berühmtem Roman, der lapidaren Feststellung: «*Ich bin nicht Stiller.*» Auch Jeanne, die Hauptfigur bei Alice Rivaz, lehnt sich, wie Stiller, mit diesem Satz auf gegen eine ihr von aussen auferlegte Rolle, gegen eine Definition ihrer selbst durch andere und in bezug auf andere, gegen die Vorstellung, die Frau finde sich selbst nur in der Liebe zum Manne, diese Liebe sei selbstverständlich und für immer da. In der einleitenden modifizierenden Formel, diesem abschwächenden «*ich glaube*» verrät sich die Unsicherheit eines Menschen, der nicht gewöhnt ist, seine eigenen Empfindungen im Widerspruch zu seiner Umwelt zu formulieren und als Faktum festzuhalten.

Alice Rivaz hat von ihrem Text gesagt, es sei mehr ein Pamphlet als ein Roman. Das trifft sicher zu für das erste Kapitel, das mehr analysierender als erzählender Art ist, satirische Darstellung der Beziehung zwischen Mann und Frau. Liebe erscheint darin als eine Form des Gehorsams, der Bequemlichkeit auch, der Angst vor Einsamkeit; der Unterschied zwischen Mann und Frau wird scharf pointiert, nicht als Ursache der gegenseitigen Anziehung und schon gar nicht um die althergebrachte Rangordnung zu legitimieren, vielmehr als unaufhebbare Erfahrung der Fremdheit. Persönliches Erleben wird zum Impuls zu einer ironisch kritischen Darstellung der von Männern bestimmten, von Männern gemachten Geschichte: «*Übt der Mann irdische Macht aus, so wird er zum Attila, Nero, Hitler oder Napoleon, und übt er sich in seinen anderen Kräften, dann lässt er sich an Kreuze nageln, die Zunge ausreissen, von Pfeilen durchbohren vor den fassungslosen Even und Marien, die erst die Hände ringen und sich dann befleissen, die abgehackten Glieder zu zählen, den Kampfplatz zu säubern*»: der Satz enthält nicht nur eine Satire auf die vom Manne bestimmte heroische Geschichte (auch Märtyrertum kann eine invertierte Form des Heroismus darstellen!), sondern fast mehr noch auf die Frau, die sich damit zufrieden gibt, den männlichen Heroismus zu unterstützen und bewundern, ohne auf den Gedanken zu kommen, sie könnte ihn als inhuman ablehnen und aus sich selbst eine andere, humanere Welt wenigstens als Forderung dagegensetzen.

Nun würde freilich dies erste Kapitel wie auch das ganze Buch weniger sensationell, weniger aufregend wirken, wäre da nicht das Datum seines ersten Erscheinens: 1947. Es ist kaum zu glauben: der Roman ist zu einer Zeit erschienen, da die allgemein einsetzende geistige Restauration auch die

Situation der Frau bestimmte, ihre Rolle wieder vermehrt auf den häuslichen Kreis und ein dienendes Verhalten festlegte. Erst im Jahre 1949, zwei Jahre später, erschien – beispielsweise – Simone de Beauvoirs «*Le deuxième sexe*», diese nach wie vor grundlegende Analyse der gesellschaftlichen und psychologischen Situation der Frau. Unabhängig von ihr lehnt sich auch Alice Rivaz erzählend auf gegen den Anspruch, die Frau sei nur zu definieren als das «andere Geschlecht», zu erkennen im Vergleich zum Mann und in Beziehung zu ihm; reflektierend, erzählend, fragend sucht sie einen vom Manne unabhängigen weiblichen Standort – weniger radikal, weniger grundsätzlich und programmatisch freilich als ihre berühmtere Kollegin, dennoch erstaunlich unabhängig, ein Fremdkörper in ihrer zeitlichen Umgebung.

Allerdings wird man nicht übersehen, dass das Buch als Ganzes das kühne Versprechen des ersten Kapitels nicht ganz erfüllt, mehr in der Nähe des traditionellen Frauenromans, mit seiner Aufmerksamkeit für weibliche Gefühle, Leidenschaften und deren psychologische Analyse, verweilt, als der Anfang vielleicht vermuten lässt. Aber das Buch bleibt auch mit dieser Einschränkung beachtlich genug.

Die fiktive, aber mit autobiographischen Zügen ausgestattete Hauptfigur, die den zeichenhaften Namen Jeanne trägt, ist freilich keine heilige Jungfrau und keine Kämpferin, vielmehr eine unsichere, zögernde und in allem Zögern doch hartnäckige Verfechterin einer eigenen Lebensform, zum mindesten der Suche nach dieser eigenen Lebensform. Wie die Autorin arbeitet sie in einem Büro, wie diese ist sie kinderlos – aber im Gegensatz zu ihr ist sie verheiratet und ohne deren Interesse an künstlerischen und geistigen Dingen, dafür eine aufmerksame und kluge Beobachterin ihrer Umgebung. Ironisch und liebevoll zugleich porträtiert Alice Rivaz die Welt der Sekretärinnen, ihre Beschäftigung mit den Petits riens der Mode, ihre Gespräche zum Thema Liebe, ihre Abhängigkeit von der Bewunderung durch andere, von der Beachtung durch den Mann.

Ein Eheroman ist das Buch nur am Rande und in Abweichung vom üblichen Schema der Dreiecksgeschichte. Ungewöhnlich ist dabei immer wieder das Bemühen der Autorin, aus dem individuellen Fall einer hohl gewordenen Ehe eine allgemeine Erkenntnis über das Verhältnis zwischen Mann und Frau zu gewinnen; hier gelingt es ihr gelegentlich, wenn auch nur in Andeutungen, das Private mit dem Politischen zu verbinden. Der Machtanspruch des Mannes, den Jeanne im privaten Bereich durch einen durchschnittlichen Gatten erfährt, wird gezeigt in seinen politischen Auswirkungen; kritisiert wird aber auch die Schwäche und Nachgiebigkeit der Frau: «*Und wir, anstatt ihnen Halt zu gebieten, bemühen uns, ihnen zu folgen, sie zu verstehen, von ihnen einen Attest für Hingebung zu erhalten, und das alles nur aus der einzigen Sorge, ihnen zu gefallen ... Wir sträuben uns nicht, ihre Worte nachzusagen, alle ihre Worte, auch die verrücktesten, auch wenn es nicht die unseren sind und es nicht sein können, auch wenn wir beim Nachplappern zu Papageien werden.*» Radikaler ist der feministische Standpunkt wohl erst in den letzten Jahren formuliert worden.

*

Nicht weniger ungewöhnlich, ja ein eigentlich bestürzendes Buch ist Anne Cuneos «*Dinge, bedeckt mit Schatten*» (eine nicht ganz überzeugende Übertragung des französischen Titels «Mortelle Maladie»). Auch dies Buch geschrieben aus dem Erfahrungskreis der Frau, aus einer recht eigentlich ihr vorbehaltenen Erfahrung: der Mutterschaft – geschrieben freilich von einer Autorin, die merklich einer anderen Generation angehört als Alice Rivaz (Alice Rivaz wurde 1901 geboren, Anne Cuneo 1936), also weitgehend, zum mindesten im Bewusstsein, befreit ist von den traditionellen Vorstellungen, wie das Leben und die Gefühle einer Frau auszusehen haben. Spuren der Auseinandersetzung, des Kampfes sind freilich noch sichtbar: «*Von denen, die nur miteinander schlafen, um Kinder zu machen, von denen habe ich mich schon vor zwanzig Jahren losgesagt. Wie viele Kinder wirst du haben, kleine Anne, wenn du gross bist? Wenn ich gross bin, werde ich keine Kinder haben, ich werde glücklich sein*», so ist, früh im Buch, zu lesen, und gegen Ende zu, wiederum in Erinnerung an die Kindheit, die sich immer aufs neue als etwas zu Bewältigendes aufdrängt: «*Alle Bücher im Haus gehören meinem Vater. Ein Beweis mehr. Ich bin keine Frau, denn ich habe sie gern.*»

Von solchen Voraussetzungen, aus einer Distanz (die nicht nur Programm, sondern Wirklichkeit ist) zu Vorurteilen, Attavismen wird erfahren und in Sprache festgehalten, was, wie nichts anderes, das Geschick der Frau von altersher bestimmt hat: eine Schwangerschaft, zuerst abgelehnt, mit Auflehnung begrüsst, schliesslich akzeptiert, endend mit einer Frühgeburt und dem Tod des nun erwünschten, geliebten Kindes.

Erzählt wird ohne romanhafte Verkleidung, in der Ichform. Wo die Autorin für sich selbst die dritte Person braucht, redet sie sich direkt, ohne Maske, mit ihrem Namen an: sie ist Anne, Anne Cuneo, deren Buch eben vom Verlag angenommen wurde, die sich primär als Schriftstellerin und nicht als ein durch Biologie bestimmtes Wesen versteht. Der sprachliche Zugriff ist ungleich energischer, vitaler als bei Alice Rivaz; keine psychologische Analyse wird gegeben, sondern, in grösserer Nähe zum Unbewussten, das Protokoll einer Erfahrung, vielmehr wechselnder Erfahrungen, in ihnen die Geschichte einer Entwicklung, die Bilanz einer gewonnenen Einsicht.

«Risse, Schreie, Zusammenprall von Mikrokosmen – und da schleicht sie schon näher, wie auf Katzenpfoten: die Berufung der Frau»: der Anfang ist ironische Distanz, Widerstand – gegen das Diktat der Biologie und vor allem gegen die Phrasen, die sich, überhöhend und verfälschend, mit der Mutterschaft verbinden, Widerstand einer Frau, die gewöhnt ist, selber über ihr Leben zu verfügen. Dann folgt, rational nicht begründbar und dennoch überzeugend, zwingend, das langsame, zögernde, zunächst immer noch von Abwehr durchsetzte Akzeptieren des Kindes, nicht unter dem Stichwort der «Berufung der Frau», sondern weil es eine Realität ist: «*Der Gefangene von morgen ist schon der Passagier von heute.*» Das Akzeptieren des Kindes verdichtet sich zu einem entschiedenen Willen zum Kind im Augenblick, da sich die Gefahr der Fehlgeburt zeigt, wird zum Kampf um ein Kind, das ursprünglich nicht gewünscht, vielmehr als eine Form der Gefangenschaft abgelehnt wurde.

Es ist nicht auszudenken – oder

vielmehr: es ist nur allzu genau auszudenken, wozu man dieses Buch benützen könnte, wäre es unvollendet, ohne die letzten beiden Kapitel, geblieben. Der Beifall von der falschen Seite wäre ihm gewiss, es könnte, etwas zurechtgebogen, gelesen werden als ein Beweis, dass Mutterschaft die alleinige und unersetzliche Erfüllung der Frau, auch der emanzipierten, bedeute. Aber das Buch führt über die persönliche Erfahrung der versagten Mutterschaft, des Verlusts eines Kindes weit hinaus. Und der Schluss, die letzten beiden Kapitel, ist wohl das Erstaunlichste eines erstaunlichen Buches: hier wird das Protokoll persönlichen Erlebens ergänzt durch wachstes Aufnehmen und zuverlässiges Registrieren fremder Erfahrung; das eigene Erleben wird nicht als Mass aller Dinge gesetzt, es erfährt als Korrektiv die Ergänzung durch die Stimme anderer. Auf dem Kulminationspunkt erlebten Schmerzes hat Anne die Einsicht zu akzeptieren, dass sie «*kein Monopol auf das Leid habe*», dass die Klage über den Verlust eines Kindes verstummen müsse vor der Verzweiflung über das Zuviel an Kindern, an ungewünschten, in Armut empfangenen, in Armut lebenden und sterbenden Kindern. Mit einem harten Bruch endet die Autorin im zweitletzten Kapitel die Icherzählung (nimmt sie dann später ebenso unvermittelt wieder auf): sie gibt das Wort einer Mitpatientin, einer Italienerin, die keine Kinder mehr will und deshalb den Unwillen der Familie und der Kirche auf sich zieht. Wenn der Roman von Alice Rivaz mit einem pamphletartigen Kapitel beginnt, so schiebt Anne Cuneo gegen Schluss ein solches ein: ein Programm der Zukunft, formuliert von der Italienerin, die nicht zufällig den Namen Annunziata trägt, einer Zukunft ohne Bindung durch Vorurteile, die Ausbruch aus der Dumpfheit eines unreflektierten Daseins verspricht, ein neues Leben für die Kinder, vorbereitet durch Erziehung und Ausbildung. Auch in diesen letzten Kapiteln wird der Erfahrungsbereich der Frau nicht verlassen, es werden «Frauensorgen» aufgezeichnet. Aber wie bei Alice Rivaz sind die Frauensorgen im Grunde Menschheitssorgen, nur ungleich schärfer, radikaler formuliert. Aus der Sorge um die eigenen Kinder entspringt der Wille zu einer besseren, menschlicheren, gerechteren Zukunft der Welt. Und die Frau erscheint, entgegen einer weit verbreiteten Vorstellung, nicht als Hüterin des Bestehenden, sondern eher als Künderin des Kommenden. Wie bei Alice Rivaz erweist sich im Werk von Anne Cuneo der feministische Standpunkt (falls von einem solchen überhaupt die Rede sein kann) als ein letztlich humaner.

Elsbeth Pulver

[1] S. Corinna Bille, Schwarze Erdbeeren, Erzählungen. Aus dem Französischen von Marcel Schwander. – [2] Anne Cuneo, Dinge, bedeckt mit Schatten. Aus dem Französischen von Pierre Imhasly. – [3] Alice Rivaz, Bemesst die Zeit. Aus dem Französischen von Marcel Schwander. – [4] Anna Felder, Umzug durch die Katzentür. Aus dem Italienischen von Maria Sprecher. – Alle in der CH-Reihe im Benziger-Verlag, Zürich und Köln 1975; ebenfalls Ex Libris.

WER GUET CHA SCHÜTTLE, CHA WOL RIIME

Ob ich aus meinem Haus am Haselbusch
geschwind einmal zum Schatz nach
Basel husch?
Mein Fräulein, das liegt Ihrem Gebaren
nach fern.
Kommen Sie mit, wir fahren nach Bern!

In den Wäldern des Aargaus
macht man tollen Füchsen den Garaus.

Ich fahre gern nach Luzern,
weil ich dort immer etwas zulern.

Zugegeben, letzteres hinkt ein bisschen, mag aber eher hingehen als die steinalten Verse, in denen Baugründen in Graubünden nachgespürt oder der Säugling besungen wird, der sich zu Grindelwald verzagt in seine Windel krallt.

Die vier handverlesenen Beispiele sollen auf unser Vorhaben einstimmen; wir wollen die Rede bringen auf Schweizer Schüttelreimer. Das sind die vielen, die sich auf Schüttelreime verstehen, folglich sie wahrnehmen oder zurechtlegen, auch weitergeben, hin und wieder selber finden und aufheben. Vor allem aber liegt uns daran, die Schweizer Meister einmal vernehmlich beim Namen zu nennen. Das hat offensichtlich bisher noch keiner getan.

Einen Meister wollen wir den heissen, der sich verewigte, indem er zum Druck beförderte, was er an Reimkunststücken zustande gebracht hat; und weil darüber Wettbewerb und Nachprüfung einspielen, ist mithin jeweils feine Essenz aufgetischt worden. Was den Wettbewerb angeht, den übrigens kaum zwei Dutzend Köpfe bestreiten, so ist in den letzten 25 Jahren derselbe innerhalb des deutschen Sprachraums in einer Weise lebhaft geworden, die sich im Jahre 1935 auszumalen des braven Anthologisten Wendelin Überzwerch kühnste Vorstellung nicht hinreichte. Fortgeschritten wurde auf zwei Höhenwegen, nämlich über klanglich makellose Reime, vor allem aber über ausgetragene Gedichte. Der Beitrag des Literaturplatzes Schweiz hierzu ist rühmlich.

Liebenswürdiger Anlass zu unserem Überblick ist das neue Büchlein *Schüttelreime* – bei Classen – von N. O. Scarpi. Der 88jährige Grossmeister der Anekdote, der ein Leben lang mitgeschüttelt hat, zeigt vor, was er kann, und er geht seine Lieblingsthemen an, über die er mehr zu erzählen weiss als alle anderen: die Musik, das Theater und die Literatur. In zwei Perlen spiegelt sich der ganze Causeur. Zum einen in der Wiedergabe eines Doppel-Wortspiels auf eine grosse Burgtheater-Schauspielerin

Toll wär
Voltaire,
wollt' er
die Wolter.

Scarpi zitiert hier; er sagt, nobel wie er ist, dass er den Reim nicht selber geschmiedet hat. Zum anderen aber wuchs ihm auf eigenem Beete

Auf der Italienreise lese ich total Polgar
und werde vor Bewunderung im Po-Tal
toll gar.

Das acht Seiten lange Vorwort erwähnt seine Versuche, über den *Nebelspalter* Mitschüttler zu finden, samt Erkenntnis, dass das, vollends im Originellen, schwierig sei.

Scarpi bleibt bei seinen rund 250 Reimen der klassischen Übung treu, Schüt-

telreim nach Schüttelreim vorzustellen, also in zwei Verszeilen klare, schlagkräftige Aussagen zu werfen:

Auch arme Menschen leben gerne,
darum Almosen geben lerne.

Wer sich in ein Gedränge mischt,
verdient, dass ihn die Menge drischt.

Isst du gern Apfelstrudelchen? Nein?
Dann kannst du dir Käs auf Nudelchen
streun.

Oder auch:

Gewaltig ist die Sternenfülle
dort oben in der fernen Stille.

Scarpi lässt, wie die Alten alle, Reimungen wie nein/streun oder Fülle/Stille durchgehen; er könnte auf allerfeinste Eideshelfer verweisen. Indessen haben C. Palm-Nesselmanns, Sita Steen und Leo Kettler den ganz und gar reinen Klang im Gedicht bemeistert und damit ein Pförtlein zum Parnass aufgestossen. Das heisst aber zugleich, dass sie hundert leidliche Gedichte verwerfen mussten, bis sie ein makelloses endlich durchgehen liessen. Doch wir räumen ein, dass bei solch olympischer Kür das schlicht Gesellige, also allein die Lust am Mitmachen, der Entmutigung bei all denen weichen könnte, die nichts weniger wünschen, als bloss Mitreimer zu sein.

Am Anfang der Schweizer Schüttelreimerei steht, zudem ganz früh in der erst neunzigjährigen Tradition ihres Daseins überhaupt, der Berner Gymnasiallehrer Dr. Werner Sutermeister (1868–1939). Alle, die in seiner Klasse gesessen sind und die wir von ihm berichten gehört haben, geraten heute noch ins Schwärmen. Sutermeister hat mit seinem 60seitigen Bande *Der fröhliche Apfelbaum* (bei Huber, 1932) einen glanzvollen Anfang gemacht, gleich in Gedichtchen wie

Stürmische Liebe ist feuertrunken,
lodert gen Himmel, stirbt und verweht.
Schüchterne Liebe, als treuer Funken,
glimmt geduldig, wirbt – und versteht ...

oder

Wenn der erst mal in Lumpen steckt
und an gefund'nen Stumpen leckt,
so merkt der Donnerwetters-Narr,
dass Tugend doch was Netters war.

Jedes Wort sitzt – eine gute Weile notabene vor denen, die wir heute als Zunftmeister gewöhnlich aufzuzählen anfangen. Sutermeister hat lange Gedichte gemacht: er mochte es bei zwei Versen eben nicht bewenden lassen.

Sein Verlag liess eine zweite Auflage nachfolgen und lieh auch einer Erweiterung, *Der Schüttelbecher*, Papier und Lettern. Der Buchhandel hat dieses Werk, das nichts anderes als eine erweiterte Neuauflage war, offensichtlich nie zu sehen bekommen. Huber hat es zu Weihnachten 1938 als Freundesgabe verteilt. Von den ungefähr 60 Einzelschriften mit Schüttelreimen, die es gibt, ist es darum eine der allerseltensten. Sachkenner, die die hohe Zahl in Zweifel ziehen mögen, seien getröstet: beinahe die Hälfte davon sind Privatdrucke; verzeichnet stehen sie in meiner – vergriffenen – Zunftchronik *Die Schüttelreimer* (Stuttgart 1968).

18 Jahre später erscheint ein weiterer schöner, obendrein illustrierter Band mit 60 Seiten voll Schüttelgedichten samt wenigen eingefügten Reimen. Auf seinen ersten Seiten lässt sich der Dichter, Dr. Fritz Wahl (Zürich), zum Thema vernehmen, der Erfahrung auch inne, dass nicht jeder, der den Schüttel-Pegasus besteigt, ihn auch zu meistern ver-

mag. Er zeigt auf ein paar Seiten vor, wessen er fähig ist.

Fahl quoll
über Dächern Mondschein.
Eine Stimme rief: O, schont mein!
Es ist qualvoll.

oder

Die Kuh steht hoch im Wolkenmeer.
Wenn sie nur schon gemolken wär!
Doch mach' ich mir da keine Mühe.
Es sind dies ja nicht meine Kühe.

Man sieht sogleich: Fabulierlust, Form und Schlagkraft stehen miteinander im Bunde, und was darüber gefeilt und geglättet und auch nicht für gut genug befunden wurde, das sieht man den Stücklein nicht mehr an.

Wahl hat lange Balladen geschrieben, etwa in diesem Genre:

Erst heiratete sie einen ganz blöden
Vertreter in Wichse für Glanzböden ...

oder:

Hatte Franz so seinen galanten Tag,
er gern bei einer der Tanten lag ...

und er hat dafür, auch für groteskes Überziehen, den langen starken Atem.

Er, der 1971 zweiundneunzigjährig starb, war von 1903 an, also noch unter dem Gründer Leopold Sonnemann, in die Dienste der *Frankfurter Zeitung* getreten und in den dreissiger Jahren nach Spanien gegangen. Er hat seine reichen Erfahrungen in Bücher gegossen, dessen eines, die *Kleine Geschichte Spaniens*, neulich wiederaufgelegt worden ist. Vor den Nazis emigriert, hat er von seinem Zürcher Refugium aus seine Feder dem *Tages-Anzeiger* und der *National-Zeitung* zur Verfügung gestellt und spanische Dichter übersetzt.

Drei kurze Abschweifungen müssen uns hier gestattet sein.

In der Schweiz geniessen seit fünf Jahren die berühmtesten aller Schüttelreime Gastrecht, nämlich die Poetereien Benno Papentrigks.

In Reimes Hut
Geheimes ruht.

Alte Sachkenner nennen diesen Namen ehrfurchtsvoll, der ein Pseudonym ist, Buchstabe für Buchstabe anagrammiert aus Anton Kippenberg, was indessen keinen Augenblick ein Geheimnis war. Kippenberg war der *Insel*-Verleger in Leipzig, ein einzigartiger, in der ganzen Welt hochangesehener Mann, der 1950, notabene in Luzern, starb. Sein Verlag, unter dem Signet des Inselschiffs, kam nach dem Krieg zu Frankfurt am Main in andere Hände, und diese vermochten das private sprachspielerische Erbe nicht mehr zu begreifen. Kippenbergs treuer Freund Friedrich Michael knüpfte einen alten Faden neu zum Sanssouci-Verlag in Zürich, der nun Wort für Wort das Insel-Bändchen 219 – 150000 Auflage damals – nachdruckte und Michaels liebevolle Beschreibung eines Schüttelreimerlebens im grossen Nachwort anhängte.

Ein Berner, der in jungen Jahren nach Amerika gegangen und schliesslich in Oklahoma Philosophieprofessor geworden war, hat unserem Reimspiel einen rechten Tort angetan, und möglicherweise ist er daran ganz unschuldig. Das kam so: Gleich nach dem Kriege stellte ein Amerikaner in einer ehrenwerten Zeitschrift, der *American-German Review*, seinen Landsleuten die deutschen Schüttelreime vor, mit guten Gründen, denn the Germans may be Schuettelreimdichter for much the same reason that they are philosophers, musicians

and mystic poets. Und da gäbe es einen jetzt im Lande, der den Angelus Silesius nachschüttele:

Gott ist in Allen eins, er ist das, was er wird,
Wenn wer das nicht erkennt, so wisst, dass er sich irrt.
Bin ich für Gottes Lieb auch nur ein Siebelein,
So muss ich doch wie Gott die lautre Liebe sein.
Wer nie besass die Braut, die einen Kuss ihm bot,
Der ist ein schlechter Christ, verdirbt in Buss und Kot.
Du fragst was Gott mehr liebt, die Taten oder Ruhn?
Ich würde so wie Gott beides zu raten tun.

Halten wir es für denkbar, dass der Amerikaner das unredigierte Konzept unseres Berners erwischt gehabt hat. Die anderen Beispiele misslingen nämlich auch alle.

Wir trafen vor Jahren einmal einen andern Berner, der in der Zunft sicherlich seinesgleichen sucht: einen fahrenden Schüttelreimer. Ihn treibt sein missionierendes Amt, das er sich jenseits der Sechzig gönnt, in viele Länder, und dabei erntet er und sät wieder aus, was er sich erschüttelt, wirft es ökonomisch auf kleine Zettel, von denen er Vorräte mitführt, und die häuft und häuft er, bis die Jackentaschen sich beulen. In geselliger Stunde zieht er sie einzeln wie fragile Papyri hervor, in gemessenen Abständen auch, steht dann auf und liest sie vor. Sie sind alle ganz hübsch, reine Tropfen vom Öle, das in allen Lebenslagen Glätte verleiht. Doch unser Mann bekennt, wie ihn Zweifel ob der vollendeten Form plagen, und zieht darum sogleich ein neues, gewiss nicht schlechteres Reimlein hervor. Wir meinen, dass darüber halbe Nächte, auch Tage vergehen könnten, ohne dass sich der Vorrat ganz erschöpfte. Indessen haben wir nicht vernommen, dass etwas zum Druck gelangt ist.

Rühmliches muss dafür der *Neuen Zürcher Zeitung* nachgesagt werden: Sie ist das einzige Blatt im deutschen Sprachbereich, das Schüttelreimen verlässlich eine Spalte offenhält. Nun, da hängt ja auch der Dr. Walter Roome im Schlepptau, der, im fernen Kanada, mit Wörtern und Buchstaben zu spielen versteht wie sonst kaum einer und dabei auch Hunderte von Schüttelreimen ausgeworfen hat. Die *NZZ* freilich druckt diese in kleinen Gaben gelegentlich in einer Weise ab, dass auch der kleine Moritz nachfolgen kann: Vorgegebene Verszeile, dann aber Pünktchen dort, wo der Reim, tableau, vollzogen werden muss. Die Berliner hätten sich vor fünfzig Jahren solche Eselsbrücke vermutlich verbeten. Die waren aber auch in der Übung, damals.

Der bislang letzte der Schweizer Meister, der erst vor einem guten Jahr mit zwei Privatdrucken unser Terrain, freilich gleich mit Grandezza, betrat, ist Josef Georgius. Hinter diesem Decknamen verbirgt sich der Churer Mathematiker und Astronom Dr. Josef Zbornik, der aus dem Böhmischen stammt und über Wien vor vielen Jahren in die Schweiz kam. Meister Georgius hält sich beim schlichten Reim gar nicht auf. Er kann doppeln:

Will Menschen wer finden,
so muss er verwinden,
dass in den vier Wänden
mehr Ruhe wir fänden.

Oder limericken:

Sie schlafen in Säcken, die Nichten,
die jedermann necken. Sie dichten.

Nur kann, wie gesagt,
man, was sie gewagt,
weil die es verdecken, nie sichten.

Oder, mit vollen Händen, kauzig definieren:

Ein Mädchenhalstuch ist ein Mädelschal,
Das Kastenzeichen wohl ein Schädelmal,
Ein kleines Wetter ein Gewitterlein,
Zehn Dezi Rebensaft ein Liter Wein,
Das wilde Röslein eine Heckenrose,
Ein Heldenbeinkleid eine Reckenhose.
Der Schlagrahm kurz ein Rüttelschaum,
Die Cocktailbar ein Schüttelraum.
Der Streit im Zelt ein Zeltgewitter,
Die Angst vorm Krieg ein Weltgezitter,
Die Fries'schen Inseln Wattenland,
Der Hauszaun eine Lattenwand.
Ein Ulmer Bauch ein Schwabenränzle,
Des Raben End' ein Rabenschwänzle.
Der Hurrikan ein Riesenwind,
Die Alpkuh schlicht ein Wiesenrind,
Des Staubes Wedel weder Fisch
Noch Vogel, doch ein Federwisch.
Der Eiger eine Riesenwand,
Der Rasenrain ein Wiesenrand.
Ein Span im Fuss ein Schieferlein,
Der Warenbrief ein Lieferschein,
Der Pfeife End' der Pfeifenrand,
Der Ehering ein Reifenpfand.
Die Inntalblume: Rosenheim,
Ihr Name selbst ein Hosenreim.
Der Papp oft eine Kleistermasse,
Der Spitzenspieler: Meisterklasse.
Der Strolch bisweilen Kistenpenner,
Die Schikanone: Pistenkenner.
Ein Schiessduell 'ne Wiesenrache,
Die Garde eine Riesenwache.
Ein Geigerwettbewerb: Preiskratzen
Und runde Riesenhänd': Kreispratzen.

Das sieht federleicht aus. Aber man versuche doch einmal, das nachzumachen! Wir hatten Proben seiner gelehrten Fachschriftstellerei gelesen (und keine Zeile kapiert); dann erlebten wir den Alten Herrn letztes Jahr als Mittelpunkt einer grossen Runde. Wir sassen und staunten: ein leibhaftiger Dichter.

Schüttelreime mitgedruckt hat 1967 ein Basler Poet, der sich Bibulus nennt. In seinem stattlichen Gedichtband *I bin e Bebbi* bilden einige Schüttelgedichte den Abschluss. Einige Mimpfeli kommen mundartlich daher, etwa so:

Was me den Architäkte sott verbaue,
isch, dass si d Altstadt allibott versaue.

Auf diese Weise hatte sich schon Sutermeister versucht, einmal mit fünf, das andere Mal mit sieben Proben. Bei Bibulus steht auch eine hochkarätige Schüttelei, die wir immer bewundert haben:

My liebe Frind, mit Dyner Salome
kasch Du Di wirklig jetz als Ma lo seh.

Wir haben schliesslich die Freude, ein grosses Schüttelgedicht vorstellen zu können, das nicht nur allen zünftigen Ansprüchen gerecht wird, sondern in – so gut wie – allen Reimen mundartliche Elemente schüttelnd verwendet. Unseres Wissens ist es noch ungedruckt. Salutiert sei voller Hochachtung dem alt Schulvorsteher Sami Geiser (Spiegel-Bern).

Hans, der Musikstudent,
im Gantrischgebiet

We si bi der Brändlihütte
nid es gäbigs Bründli hätte:
Wie wet der Hans sim Dürschtli wehre
u derzue nes Würschtli ehre?
So näbe bi am weiche Schärme
siner chalte Scheiche wärme?
Gwitterets mit siebe Blitze,
darf er gmüetlich bliebe sitze.

Chlie wird er gstört vo grosse Löle,
doch dänkt er: «Ach, i lo se gröle.»
Es meint gar mänge Stürmihung:
«I bi jetz dran, ha hüür mi Stung!»
Mi sötti müglichst weni frage,
doch darf mes hie bim Vreni wage:
«Heit dir ächt o ne Färlimoore?
I wüssti drum es Märli vo re.
Tuet sie ächt o der Äber hasse?
Dä möcht elei der Haber ässe.
Wot si mit ihrer Rüssuschibe
o ständig a der Schüssu ribe?»
Jetz tuet der Fritz grad Guschti luse,
drum luege die so luschtig use.
Drufache geit er hei go löie –
am Morge isch er lei go heue.
Är gseht im Flöigechäschtli rääss
zum Glück no grad es Räschtli Chääs.
Ai, ai, der Rügge tuet meh weh,
drum trinkt er i der Wuet meh Tee ...
Wet gar no schöni Lieder singe,
d' Röschti cha de sider linge.
Verzehrti Fritz es Chüechli-Dotze,
de müesst er uf nes Tüechli chotze.
Der Hans het du recht vili Stunge
doch no ne liebi Stilli funge.
Jetz wot er hei – det gredi abe
u chunt du speter a die Grebe.

Steit det nid vorem feisse Gatter
voll grosse Stolz der Geissevater?
Dä het drum hüt am süesse Morge
für sibzäh Geisse müesse sorge.
Mi muess – dänkt Hans – die Tier la
mache,
gäng z'friede si, dass me ma lache ...
Chunt ändlich hei ... wot lang go gige.
Doch seit ihm d'Mueter: Gang go lige.
Im Troum ghört är nes Gusi möögge.
«Jetz häb di still, süsch mues i göögge.»
Mis Lied isch us ... i tues beduure ...
Im Garte wot i morn de buure.
Im fiine Härd, da wüehle Chind
u lisli geit e chüele Wind.

*

Die sachverständigsten unter den Lesern werden bemerken, dass Meister Geiser nicht durchweg schüttelreimt, sondern eine chiastische Variante einbringt, nämlich den – einen Reim meidenden – Vokaltausch. Er stösst damit die Tür zu einem anderen Tummelfeld auf, das Unternehmungslustigen einmal empfohlen sei.

Manfred Hanke

Um im Alltag und Sport fit zu bleiben, ist eine ausgewogene Ernährung besonders wichtig. Ovomaltine ist die ideale Mischung von all dem, was stärkt und verbrauchte Energie ersetzt. Darum ist Ovomaltine gut und gibt das Beste zu einem guten Tag.
WANDER